

Peitsche und Schneewittchen

Autor(en): **Dohner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaersblätter**

Band (Jahr): **116 (2006)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Peitsche und Schneewittchen

Als Daniel erwachte, bemerkte er aufgrund einer unangenehm warmen Feuchtigkeit um Bauch und Oberschenkel, dass er das Bett genässt hatte. Er drehte sich auf die Seite und rückte ab von der Kuhle, worin er, in Verkennung und Übertreibung seines Eindrucks, geglaubt hatte, in einem Moor zu liegen. Sein Hüftknochen lag auf dem festen Rand der Matratze; er musste darauf achten, die Balance zu halten, um nicht, Rücken voran, aus dem Bett zu kippen. Gewöhnlich wäre ihm das kinderleicht gefallen. Heute jedoch fühlte er sich benommen..., wunderbar mitgenommen von einem Traum, den er geträumt hatte.

Er bedauerte nicht, aufgewacht zu sein, wie man das sonst tut nach berausenden Offenbarungen, die geplatzt sind, nein: Dieser Traum war so stark, dass er noch jetzt alles in den Hintergrund rückte, was man Wirklichkeit nennt oder reale Umstände. Das Traumbild war ihm auch nicht vom Schlaf präsentiert worden, flüchtig und diebisch wie ein falscher Edelstein von einem Betrüger, sondern in ihm, Daniel selber, aufgestiegen wie ein unentdeckt gebliebenes Geschöpf im Ozean – Daniel sollte es nie mehr aus den Augen verlieren.

Auf der Bettkante liegend, mit Blick auf seine Urinpütze im Laken, beides vom noch schwachen Morgenlicht unterschiedlich grau gefärbt, im Rücken die vierzehn anderen Jungen, die alle noch schnarchten, wusste Daniel mit absoluter Sicherheit, wofür er sich entscheiden würde: für den Traum, nicht die realen Umstände, für die Nacht und seine eigenen Geister, nicht die Nacht und ihre Torturen. Das lag auf der Hand, angesichts der Umstände. Das Besondere aber in dieser Herrgottsfrühe bestand darin, dass Daniel ebenfalls durchdrungen war vom Gefühl, sich wie ein Bräutigam fürs ganze Leben entschieden zu haben. In dieser einen Nacht hatte er alles bezahlt, was reale Umstände an Tribut von einem fordern konnten. Er würde fortan, dank der Klarheit seiner Entscheidung, nie mehr um sie ringen müssen.

Der Siebenjährige hatte sich für Schneewittchen im Glassarg entschieden.

Daniel war in ein Heim gesteckt worden; es lag im bündnerischen Klosters, gewissermassen also ebenfalls hinter den sieben Bergen. Der Knabe stand an der Schwelle zum schulpflichtigen Alter, und genau das war beim Eintritt ins Bergheim die erste Schwierigkeit gewesen: Wohin platzierte man den stillen schwächlichen Jungen?

Den Kleinen schien er entwachsen, ihren arglosen Spielen auf dem Fussboden, den Neocolor-Stiften und bunten Klötzen, dem ewig gleich schmeckenden Vespertee, den Lätzchen vor sabbernden Mäulchen. Bei den Grossen aber würde er kaum mithalten können und einbrechen auf ihren Parforce-Märschen im Schneetreiben, angeführt vom Verwalter, einem ehemaligen Instruktionsadjudanten der Armee, bei ihren Schlittenrennen und Eisläufen, dem Gerangel um frische Äpfel und Weggen, die ihnen nicht einzeln verteilt, sondern wie einer Meute junger Hunde im Harass vorgesetzt wurden, eben damit sie sich balgten.

Der Hausarzt hatte den Eltern Daniels empfohlen, ihr Kind drei Monate lang frischer Bergluft auszusetzen. Wenn der Arzt Daumen und Zeigefinger seiner beiden Hände zu einem Ring fügte, konnte er damit fast die Taille Daniels umspannen, so schmal geraten war der Wurf dieses Jungen. Zwar hielt sich Daniel gern im Freien auf. Er widerstand erstaunlich gut Wind und Wetter in den Tagen, die er jeweils auf dem Hof seiner Grosseltern verbrachte. Aber nie kriegte er davon ein wenig Farbe. Auf der frisch gemähten Wiese oder bei der Zuckerrübenernte im Acker stiefelte eine Horde von Kindern mit roten Backen die Mahden und Furchen entlang. Ihr Teint war ein ständiger Widerglanz der Sonne. Ihre Arme färbten sich nussbraun bis zum weiss gebliebenen Stück der Haut unter den Ärmeln. Daniel blieb als einziger kreidebleich, als wäre er keine Minute aus dem Zimmer, seinem Schneckenhaus, gekommen. Aber auch draussen suchte dieses lunatische Kind sofort Katakomben: Höhlen hinter einem Wasserfall, worin er stundenlang hockte, abgelegene Weideecken, um unter einem Mostbirnbaum zu liegen, ein wippendes Knäuelgras im Mund, dessen Rispen Daniel abgestreift hatte bis auf die letzte. Oder er pflückte für niemanden Blumensträusse, deren

Bouquets von einem bemerkenswerten Auge für farbliche Komposition und ausgewogene Formenmischung zeugten.

Die grösste Sorge der Eltern aber war Daniels Passivität, wenn andere ihn plagten. Widerstandslos liess er alle Feindschaft, jeden Hass über sich ergehen. Die Mutter reinigte sein tränen- und blutüberströmtes Gesicht. Der Vater ermahnte ihn, sich endlich zu wehren; seine Gegner seien bekannt, rohe Querulanten, die nur eine Sprache verstünden. Das stimmte nicht: Als Daniel einmal ein Wochenende bei einer Tante in der Stadt verbrachte, kassierte er, kaum trat er dort auf die Strasse, von ihm unbekanntem Quartierbengeln genauso eine Tracht Prügel wie zu Hause. Also musste etwas anderes der Auslöser der teuflischen Mechanik sein – am Ende er selber?

Vielleicht war es gar nicht Hass, den Daniel auf sich zog, im Durchschnitt einmal pro Woche, sondern eine kalte, im Grunde leidenschaftslose Aggression, etwas Kollektives in allen Köpfen, das tiefer und archaischer war, als die noch so abgründige Bösartigkeit einzelner Täter reichte: Daniel war ein Blutopfer für die Meute, ein gefundenes Fressen, wie man zu Hause sagte. Für den Frieden unter der Dorfjugend musste er regelmässig verfolgt, gefangen und den Bestien vorgesetzt werden. Er wurde zum Friedensengel, indem er die dunklen Gewalten auf sich lenkte. Daniels Eltern wussten, was am Ende drohte: Wenn es ihnen nicht gelang, die fatale Verzahnung zu durchbrechen, in der sich ihr Kind befand im Verhältnis zu den normalen, konnte Daniels Wesensverschiedenheit gefährlich, ja geradezu mörderisch werden – nach irgendeiner Seite.

«Der Junge muss gesunden, das heisst, robust und sozialer werden.» So hatte der Arzt ihre Unterredungen zusammengefasst und ihn in Klosters angemeldet.

Hier entschied die Heimleitung bei Daniels Aufnahme, keinen Entscheid zu treffen bzw. einen solchen reifen zu lassen. Daniel wurde zwischen die Lager der Alterszugehörigkeit geschoben. Während der Nachmittage weilte er bei den Kleinen und spielte auf dem Boden wie sie mit Legosteinen, bestritt auch, gut verpackt in Wolldecken, deren strikt verordnete Liegekuren auf der Terrasse, ein Comic-Heft in der Hand – Texas Ranger, Tibor oder Felix, der Kater. In der gleichen Zeit absolvierten die Grossen ihre Leistungsmärsche, putzten im Haus die Toiletten und Treppenhäuser. Bei den Mahlzeiten zwang man sie, restlos aufzuessen, was im Teller lag, den

Kleinen gönnte man etwas mehr Spielraum und Appetit. Vormittags und vor allem abends, nach Einbruch der Dunkelheit, war Daniel wieder bei den Grossen, wenn sie noch einmal die Marschschuhe schnürten und im Schnee nach drüben stapften zu den ehemaligen Ställen, unter deren Dach ein langer Schlafsaal eingerichtet worden war mit einem knarrenden Riemenboden und zwei Reihen Betten, wo sie, fünfzehn an der Zahl, sich selber überlassen wurden bis zum Morgengrauen.

Bis Ostern lief alles gut.

Zwei Drittel seines Aufenthaltes waren überstanden, und zwar so, dass Daniel selber die Zeit im Bergheim keineswegs als überstanden empfunden hätte. Obgleich ihn jeden Morgen wieder neu ein Gefühl von Bangigkeit beschlich, ein Gefühl für die extreme Brüchigkeit aller Handlungen und Pflichten im Ablauf eines Tages, vertraute er diesen Ritualen mittlerweile wie ein Zirkusakrobat dem Netz unter seinen halbsbrecherischen Kapriolen. Virtuos nutzte Daniel die Möglichkeit seines Sonderstatus zwischen den Lagern, als einziger fast im Stundentakt den Schauplatz und die Gruppe wechseln zu können. Natürlich fürchtete er die Stunden bei den Grossen. Aber die Freiheit, ihnen jeweils wieder zu entkommen, milderte die Angst erheblich, liess Daniel sogar – ein ganz neues Gefühl, eine veritable Entdeckung – phasenweise gewisse Grobheiten geniessen, fast schon nachahmen, mit denen sie einander traktierten.

Und dann sollte Ostern vollends zu seinem Triumph werden.

Der Verwalter klatschte nach dem gemeinsamen Abendessen in die Hände, bat um Ruhe und machte ein pfiffiges Gesicht. Im Heim, sagte er, habe man eine Menge Ostereier und Osterhasen versteckt:

«Aber hallo hallo, für wen denn, weneliwen, meine lieben Kinder? Wer etwas findet, darf es behalten und muss mit niemandem teilen!»

Sofort schwärmten die Kleinen aus, johlten und kreischten. Die Grossen erhoben sich lässig und begannen – mit gespielterm Verdross, aber nicht minder begierig – zu suchen. Daniel schaute zu und blieb sitzen.

Er hatte eine Entschuldigung: Er war unregelmässiger Gast in beiden Lagern, niemand hatte ihm gesagt, mit wem er sich hier auf die Socken machen sollte, um seinerseits ein paar Eier zu erbeuten.

Das stimmte und war trotzdem nur die Zurechtlegung einer Ausrede. In Wahrheit weidete sich Daniel an ihnen allen. Das ganze Spektakel, das Poltern in den Treppenhäusern, das dumme Jubeln, Zusammenprallen, Rennen, Jagen fand er widerlich, im besten Fall komisch. Alles stöberte und wühlte, fand nichts, kam wieder, suchte nochmals, hob Deckel, wendete Pfannen und Bücher, schwirrte davon, kam wieder, leerte Kisten und Schubladen, sauste abermals von einer Ecke zur nächsten. Und doch blieb das Ganze, zu Daniels Argwohn und Enttäuschung, eine theatralische Erregung, wohl damit die Heimleiter Freude an ihnen hatten, den kleinen Narren.

Man könnte sich nun wundern, wieso ein siebenjähriges Kind eine solche Verächtlichkeit an den Tag legt. Mit Verlaub: Das war vermutlich kein Hochmut gewesen, sondern das Resultat eines inneren Widerstreits, eine Blockade: Daniel hätte zweifellos mitgemacht, ohne zu zögern, liebend gerne, wäre er nicht ausgerechnet im Moment, da er aufstehen wollte, gleichsam aus dem Raster des Spiels gefallen, woran er sich selbstverständlich beteiligt hätte. Setzt ein Fussballer im Strafraum zum Sprung an, um mit aller Kraft einen Kopfball aufs Tor zu lenken, muss ihm der Verteidiger, nur einen Bruchteil vor dessen Absprung, einen winzigen Stoss in den Rücken versetzen, und der Mann wird ausserstande sein, sich auch nur einen Zentimeter vom Boden zu katapultieren. Etwas Ähnliches war mit Daniel geschehen: Der Stoss im Rücken der Lust, hier blind mitzuspielen, und plötzlich zu wissen, was sie taten, lähmte ihn augenblicklich. Gleichzeitig erkannte er, dass er dadurch eine merkwürdige Hellsicht gewonnen hatte. Nun erriet er, wo die Ostereier und Hasen verborgen waren. Er war sich sicher – lustlos, ohne das geringste persönliche Interesse –, weit mehr von diesem Zeug zu finden als die kopflose Meute.

Mit einem Mal konnte sich Daniel in die Köpfe jener Schlawmeier versetzen, die einen Berg Nougateier, Marzipankugeln und Schokohasen so im Haus versteckt hatten, dass sie von dieser Bande kleiner Scheisser möglichst lang nicht gefunden werden konnten. Daniel stellte sich vor, was sich der Verwalter, der einstige Armee-Adjutant, vorgestellt haben könnte, um aus ihnen allen Zirkusaffen zu machen. Er kam auf ein Bündel plausibler Möglichkeiten. Er schaute sich im Raum um, ohne sich einen Meter fortzubewegen, und wog jede Möglichkeit ab im Geist des Adjutanten. Dann ging

er hin. Und dort lagen die verdammten Dinger. Daniel fischte alle raus und machte kein Theater.

Später am Abend schleckte das ganze Heim Schokoherzen. Jedes Kind erhielt ein Kärtchen mit Goldlamé um einen erbaulichen Vers und eine kleine Marzipanorange. Die Osterhasen und bunten Eier, die Daniel gefunden hatte, standen und lagen auf dem Korpus, links und rechts der aufklappbaren Holzstütze, auf der die mächtige Heimbibel aufgeschlagen lag, akkurat unter dem Gekreuzigten. Vor dem Korpus knieten murmelnd einige Ordensschwwestern, die im Heim für Gottes Lohn ihren Dienst verrichteten. Daniel fühlte sich geschmeichelt: Es kam ihm vor, als beteten die Schwestern nicht zum Heiland an der Wand, sondern bewunderten den reichen österlichen Segen, den einer allein für sie gefunden und gesammelt hatte, der im Geist nun fortan über den Devotionalien auf dem Heimaltar schwebte, solange niemand sie stahl und vertilgte.

Dem folgte der gewohnte, kurze, stramme Marsch durch eine sternenklare Nacht, hinüber zu den Stallungen. Der Verwalter öffnete die Tür und verschloss sie von aussen wieder, sobald die Zöglinge über eine Art Hühnerleiter gestiegen und oben, in der niedrigen, aber geräumigen Remise, verschwunden waren. Daniel sah im Fensterviereck, wie sich das Licht der Stalllaterne schwankend entfernte. Beim Ausgang des Saals, am weitesten entfernt vom Fenster, gab es eine Nische oder Koje, wo Daniels Bett stand, das überzählige fünfzehnte; es hatte keinen Platz mehr gefunden in den beiden perfekten Siebenerreihen.

Irgendwann wachte Daniel auf. Es war dunkel ganz fern und hell ganz in der Nähe. Im Raum herrschte dicke Luft. Er schaute zum Fenster, um festzustellen, welcher merkwürdiger Morgen das wäre und sah, dass die Scheiben mit einer Wolldecke zugedeckt worden waren. Dann erkannte er, im Licht einer Kerze, eine ganze Reihe von Füßen und musste fast lachen: Sie, die Grossen, standen mitten im Saal in zwei exakt gleich langen Reihen. Wie lange er wohl schon geschlafen hatte? Da er fröstelte, bemerkte er: Ihm fehlte die Decke. Sie hing wie ein steifes Tuch an der Seite des Bettes, festgehalten von vier Händen. Darüber starrten ihn zwei Gesichter an mit aufeinander gepressten Kiefern.

Jetzt wusste Daniel, was ihm blühte.

«Raus!», befahl der eine und nickte mit dem Kopf in die Saalmitte, zu den beiden Reihen Halbnackter vor den beiden Reihen zerwühlter Betten. Keiner im Peloton sagte etwas. Der Geruch war nicht mehr abgestanden, sondern scharf, als wären Marder eingedrungen und hätten überall ihre Duftmarken hinterlassen. Daniel hoffte, es seien nicht alle, die dort in Reih und Glied standen. Er begann, sah dann aber ein, wie sinnlos es war, sie zu zählen. Er ahnte, dass keiner fehlte, wozu sie alle bereit waren. Die Tür war verschlossen, niemand würde seine Schreie hören. Er staunte, wie gut seine Feinde organisiert waren.

Er wusste, er hatte keine Chance.

Sie stiessen ihn durch ihr Spalier – so kann man es sagen.

Sie zogen ihm das Hemd aus, dann die Pyjamahose herunter. Jeder hatte einen Gürtel in der Hand. Damit fing es an. Daniel stand nackt im Korridor zwischen Beinen, Bäuchen, Unterhosen. Sie peitschten ihn aus. Jeder hieb rein, was er konnte. Einige liessen die Gürtelschnalle dran. Es ging gut organisiert der Reihe nach. Keiner verlor die Kontrolle und wurde rasend, drosch etwa auf Daniels Rücken nieder, ehe er an der Reihe gewesen wäre. Es begannen die, die ihm die Decke vom Bett gezogen und ihn geweckt hatten. Dann kam das nächste Paar, einer links, einer rechts. Die dritten zwei, die vierten und so weiter, die obersten zwei. Und dann die ganze Reihe hinunter bis wieder zu den ersten.

Daniel trat barfuss in die Blutstropfen, die er auf dem Weg hinauf verloren hatte und verschmierte sie. Damit fing es an. Und ging anders weiter. Und ging noch lange in jener Nacht im Gleichen weiter. Er wusste nicht, wie viele Stunden. Es gab kein Erbarmen, von keinem. Nur dass sich manchmal einer zurückzog, weil er erschöpft war vom Auspeitschen und keine Kraft mehr hatte in den Armen. Sie waren über ihn hergefallen, als er schlief, die vorhin so erbärmlich wie vergebens Ostereier gesucht hatten. Jetzt standen sie fugendicht wie eine Mauer. Und so seltsam es klingt: Die Ausweglosigkeit nahm Daniel die Angst. Er fühlte sich wie von Fittichen umfassen und fort getragen, mitten aus dem Kreis der mechanischen Henker. Er wusste, es gab auch nach dieser Nacht einen Morgen. Er würde erlöst. Mit Sicherheit würde der Morgen kommen.

Und im Traum danach erschien ihm Schneewittchen.

Sie lag in einem gläsernen Sarg, er im Glassarg gleich daneben. Er war wie ein Bräutigam in einen schwarzen Frack gekleidet, mit einer weinroten Fliege im Kragen und goldenen Knöpfen an den Manschetten. Ihre Hüften und ihren Körper umhüllte fließend weisser Tüll mit etwas Spitzen, nicht viel, doch war ihre Schneehaut vom Stoff nicht wirklich zu unterscheiden. Sie würden erwachen, waren für einander bestimmt, dann, wenn alles von ihnen abfiel, weswegen sie in gläsernen Särgen schliefen. Die Säрге waren offen, der Deckel fehlte. Sie brauchten nichts von hüben nach drüben zu flüstern. Sie waren vereint, was er spüren konnte an der Zuversicht ihres Schlummers, Balsam für seine Seele, an der Ruhe, die noch jetzt auf ihrem schönen Antlitz spielte, sich für ihn, für die Liebe zur Ruhe begeben zu haben, sein Schneewittchen. Alle hielten sie für tot, alle beide, aber sie schliefen; sie allein wussten, dass sie miteinander schliefen.

Und es endete sanft, ganz weich. Es entströmte von selber: 37 Grad warm, mit der Temperatur seines geschundenen liebkosten Leibes.